


Beilage zur „Lüdenscheider Zeitung“
Verlag von Tilgenkamp & Ruhl in Lüdenscheid.

# Die Schwestern Schlieben.

Roman von K. Schütze. [6] (Fortsetzung.)

Die Schliebenschen Damen scheinen nach erprobtem Rezept zu arbeiten!“ lächelte Frau von Leiningen boshaft. „Wissen Sie noch, wie die Jüngste auf dem Kasinoball so lange mit dem Professor verschwand. Ein paar Tage darauf war dann Verlobung. Aber so ganz mit rechten Dingen ist das alles doch nicht zugegangen, glauben Sie nur. Meine Mieze war gleich am andern Vormittag zum gratulieren hingegangen. Der Bursche hatte abends unser Mädchen getroffen und die große Neuigkeit verraten. Aber meine Mieze sagte gleich als sie nach Haus kam: „Mama, da ist etwas nicht richtig.“ Die Fränze hatte so ein paar Bemerkungen gemacht. Die Braut sollte am Abend ohnmächtig nach Haus gebracht worden sein. Nun war sie wie ein Schatten herumgegangen. Die Exzellenz hatte es damit zu entschuldigen gesucht, daß die Gagern, die Gräfin, in der Nacht einen Nervenanfall gehabt hätte. Und dann der Bräutigam. „Nein, Mama,“ sagte meine Mieze, „Du kannst es Dir nicht denken. Gar nicht wie ein richtiges Brautpaar sind die beiden. Ganz steif sitzen sie nebeneinander. — Nur beim Adieusagen küßte er ihr die Hand. „Na, sagen Sie mal selbst, liebste Nesselblad —“

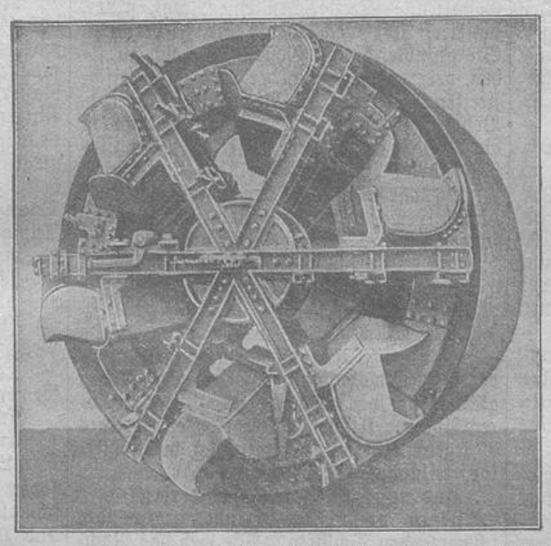
„Gott, dem armen Ding hat natürlich die Krankheit schon in den Gliedern gesteckt. Sie hat sich doch noch am selben Abend gelegt. Und eine schwere Lungenentzündung!“

„Ja, Doktor Hinzmann hatte sie schon aufgegeben. Sie haben in der einen Nacht auch den Bräutigam geholt, aber dann ist es plötzlich besser geworden.“

„Gott nein!“ Die Kammerherrin suchte gerührt nach ihrem Taschentuch.

Vom Teich her klapperten Schlittschuhe, klappten Absätze. Fränze von Schliebens scharfe, schneidende Stimme erhob sich über dem behaglich brummenden Baß des Hauptmanns Mengel. Dahinter stapften die vier Fräuleins von Leiningen mit ein paar Fähnrichen.

„Meine liebe Fräulein von Schlieben, guten Abend!“ rief die Kammerherrin erfreut und streckte Fränze ihre rundliche Rechte aus dem Muff entgegen.



Eine Tunnel-Bohrmaschine, Vorderansicht.

„Wie geht es bei Ihnen? Was macht Ihre Schwester? Ich nehme so großen Anteil an allem, was ihr Haus betrifft.“

„Verbindlichsten Dank, meine gnädigste Frau!“ Fränze schnitt die wortreiche Begrüßung der korpulenten Dame ziemlich kurz ab. Der Gedanke, durch diese neugierigen Tanten möglicherweise um die weitere Begleitung des Hauptmanns gebracht zu werden, erfüllte sie mit mäßigem Entzücken.

„Seit drei Tagen ist meine Schwester außer aller Gefahr. Wir hoffen, sie wird bald aufstehen können.“

„Und wann ist denn die Hochzeit festgesetzt?“

„In sechs Wochen. Mitte April. Mein zukünftiger Schwager will nicht länger warten. Er meint, Flora würde sich im Süden auch schneller erholen.“

„Ach, die Hochzeitsreise geht nach Italien? Reizend!“ Die Kammerherrin sandte einen entzückten Blick nach oben in das dämmernde Blau des Himmels.

Fränze schielte nach dem Hauptmann, der schon unruhig von einem Fuß auf den andern trat. Mieze von Leiningen suchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

„Pardon, meine gnädigste Frau, aber ich habe wirklich Eile!“ versetzte sie entschlossen. „Mama ist jetzt immer etwas ängstlich. Sie begreifen?“

„Aber, natürlich. Adieu, meine liebe Fräulein von Schlieben. Und viele Grüße zu Haus.“

Fränze verbeugte sich.

„Adieu, gnädige Frau! Adieu Mieze! Adieu! Adieu! Kommen sie mit, Herr Hauptmann?“

„Selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Mit größtem Vergnügen!“

Der Hauptmann dienerte. Die vier Fräuleins von Leiningen knicksten. Auch die Fähnriche verabschiedeten sich. Das Klappern der Schlittschuhe erstarb schnell in der Ferne.

„Grünere Kavaliere konntet Ihr wohl nicht auftreiben?“ fuhr Frau von Leiningen erbost ihre Küchlein an, nachdem auch die Kammerherrin gegangen war. „Ihr werdet es nie zu einem Mann bringen. Niemals. Das sehe ich schon.“ — — — — —

Der Frühlingssturm klagte um die Hausgiebel. Die Luft roch nach Erde und war feucht und schwer. Die Dächer tropften. Auf den nassen Zweigen der kahlen Obstbäume im Schliebenschen Garten lärmten kreischend die Spatzen.

Flora lag auf dem Ruhebett in ihrem Zimmer und horchte auf die spitzen, hellen Vogelstimmen. Eine süße Mattigkeit rann durch ihre Glieder, erfüllte ihr Gehirn, eine Mattigkeit, die fast einem Wohlbehagen gleichkam. Wie schön das alles war. Endlich heraus sein aus dem glühenden Bett, das sie drei Wochen gefangen gehalten und nun hier liegen dürfen, reglos, wunschlos, gedankenlos.

Nur den Zeigefinger der rechten Hand brauchte sie ein wenig zu krümmen, um zu wissen, daß sie lebte, daß sie nicht mehr träume. Ach ja, schön war das schon.

Die Tür knarrte, ein Kleid rauschte. Auf den Fußspitzen schlich die Generalin herein, um nach der Tochter zu sehen.

„Was, Du bist schon munter, Herzchen? Hast Du gut geschlafen?"

„Sehr gut. Ich fühle mich ganz wohl heut!" lächelte Flora. Die Mama streichelte die schmal gewordene Wange.

„Das ist brav, mein Dickchen. Das heißt, das Dickchen paßt jetzt gar nicht mehr auf Dich. Aber, wir werden Dich schon wieder herausfüttern. Paß nur auf!"

„Gewiß, Mama."

„Ja, und nun tritt das Leben wieder in seine Rechte. Fühlst Du Dich wohl genug, um morgen Besuch zu empfangen?"

Die Generalin zwinkerte schalkhaft mit den Augen.

„Ach, Mama, warum schon Besuche. Laß mir die neugierigen Leute nur noch ein wenig vom Halse. Es ist so schön, hier zu liegen, nichts zu tun und zu träumen."

„Neugierige Leute? Aber Kind, wer spricht denn von denen. Deinen Verlobten meine ich. Es wird nämlich höchste Zeit, daß Günther nach Weimar zurückkehrt und Euer Nest einrichtet, wenn in vier Wochen Hochzeit sein soll. Er möchte gern morgen kommen, um Dir Adieu zu sagen, alles nötige zu besprechen. Am liebsten morgen Vormittag. Wird es Dir auch nicht zu viel werden, Liebling?"

Das Lächeln in Floras Gesicht erstarb. Ein angstvoller, gequälter Zug grub sich an seiner Stelle um die Mundwinkel. Was war das denn? Der Schleier, den die Fiebernächte über ihr Erinnern gebreitet hatten, war gerissen, groß, schreckhaft, unerbittlich stand wieder die Wirklichkeit vor ihr und blickte sie aus kalten, grausamen Augen an.

Sie war Günther von Akens Braut. Sie war es und sie blieb es. Sie hatte eben nicht sterben können, wie sie gewollt hatte. Sie lebte. Sie mußte weiter leben, sich und andern zur Qual.

Heftig begann ihr mattes Herz zu schlagen. Sie preßte die Rechte darauf, um es zu beruhigen.

„Was hast Du, Kind?"

„Ach, nichts. Ich werde noch immer so müde."

„Ja, Du mußt Dich allmählich gesund schlafen. Also wie ist es? Darf Günther morgen um zwölf Uhr kommen?"

Flora zögerte einen Augenblick.

„Ja," sagte sie dann wie nach einem kurzen Entschluß, „ich erwarte ihn. Und jetzt will ich wirklich ein bißchen dämmern."

Als die Mama gegangen war, so lautlos, wie sie gekommen, richtete Flora sich auf.

Nun mußte sie doch wieder denken, wieder in die Vergangenheit zurück und wieder in die Zukunft hinein. Sie stemmte ein Kissen in den Rücken und faltete die Hände in ihren Schoß. Und ihre starren Augen suchten jenen Abend, zwischen dem und heute die lange Reihe wilder, heißer Fiebernächte lagen.

Wie war das doch alles gewesen?

Sie war aus der Ohnmacht erwacht und man hatte sie in einen Wagen gepackt. Zu Haus war die Mama aus allen Wolken gefallen, sie, Flora, hatte sich etwas wohler gefühlt und es wurde Verlobung gefeiert. Sekt wurde geholt und sie saß neben Günther, der von Zeit zu Zeit ihre Hand ergriff, drückte und offiziell an die Lippen zog. Gegenüber verschwammen die Gesichter der anderen, das neidische Fränzes, das mißtrauische des Schwagers und Ottys krampfhaft verzerrtes. Dann kam der wunderliche Schmerz in der Brust. Besorgt brachte die Mama sie zu Bett. Am andern Morgen ein Erwachen mit heißem Kopf und kalten Füßen. Auf dem Korridor der Duft von kölnischem Wasser und englischem Riechsalz. Otty sollte in der Nacht einen Nervenanfall gehabt haben. Ihr Schwager sprach sich nicht darüber aus. Mittags saß Flora wieder steif und automatenhaft lächelnd neben Günther und nahm ein paar Gratulationen entgegen. Dann von neuem der Schmerz in der Brust. Diesmal heftiger. Ein Arzt wurde geholt. Das Wort: „Lungenentzündung" fiel. Flora hörte es. Eine wilde Wollust des Sterbenwollens durchrieselte sie. Sterben — sterben für ihn — um seinetwillen — sterben — sterben durch ihn — um seinetwillen. — Dann setzte die Erinnerung aus. Ein höllischer Reigen wahnwitziger Phantasien, grausenerregender Gestalten. Dazwischen eine Nacht, stiller, dunkler, aber doch wohl eine Fiebernacht. Sie glaubte, Ottys Gesicht über sich zu sehen, verzerrt grinsend, der rote Zahnfleischstreifen leuchtend, die Armbänder klirrend. Bohrten sich ihre Augen nicht drohend in die Floras, als sie den Löffel an deren Lippen führte: „Trink — trink —"

Da war es, als brächen in Floras Brust die heißen Bäche des Lebens auf und schwemmten alle Todessehnsucht mit sich hinweg. Sie schlug den Löffel aus Ottys Hand. Ein gurgelnder Schrei rang sich von ihren Lippen.

„Du willst mich töten — leben will ich — leben —" Und wieder Nacht. Wieder der Reigen wahnwitziger Phantasien. Dann glättete sich der glühende Lavastrom in ihren Adern. Kühler, kälter floß er — eines Morgens erwachte sie unendlich matt, hilflos, teilnahmslos.

Und nun? Was soll nun werden?

Flora preßte die Hände gegen ihre schmerzenden Schläfen. Wie weh das Nachdenken ihr noch tat. Ach, warum war sie nicht gestorben, warum lag sie jetzt nicht längst unter kühler Erde. Dann würde Günther ihrer freundlich und dankbar gedenken, als eines guten, kleinen Mädchens, das für ihn und Otty in den Tod gelaufen war. Aber so wie nun die Dinge lagen — lieber Gott, er mußte sie ja hassen, wenn sie darauf bestand, daß diese Scheinverlobung, die er in der höchsten Not um Otty zu retten, eingegangen war, Wirklichkeit werden sollte.

Nein, nein, das ging ja auch gar nicht. Was für eine Ehe sollte das denn werden. Seine Liebe würde ja immer und immer doch nur Otty gehören. Und sie sollte seinen Namen tragen, ohne in Wahrheit sein Weib zu sein. Nie würde sie das über sich gewinnen, niemals. Ja, wenn er ihr gleichgültig gewesen wäre, wenn sie ihn nahm, wie so viele Mädchen ihrer Kreise den Gatten nahmen. Aber sie liebte ihn ja. Eine heiße Blutwelle schlug über ihr Gesicht. Liebte sie ihn wirklich so sehr — noch immer — trotz allem? „Ja — ja —" schrie sie auf. Und dann weinte sie heiß und lange.

In dieser Nacht fieberte Flora wieder ein wenig. Sie schlief auch erst gegen Morgen ein. Während der ganzen Nacht hörte sie die Uhren durch das stille Haus schlagen. Und dabei hatte sie ihren Entschluß gefaßt.

Sie wollte Günther bitten, die Komödie zu beenden. Ihre Gesundheit mochte den Vorwand hergeben. Sie konnte den Eltern zum Beispiel sagen, sie fühle sich zu krank, um an eine Heirat zu denken. Das würde auch nach außen hin ganz glaubhaft klingen. Dann reiste Günther ab und dann — würde sie ihn wahrscheinlich nie wiedersehen.

Erschrocken richtete sie sich von dem Divan auf, auf dem sie lag und auf Günther wartete. Daran hatte sie noch nicht gedacht. Dann würde sie ihn also heut zum letztenmal sehen. Sie blickte nach der Uhr auf dem Kaminsims. Dreiviertel zwölf. Jeden Augenblick konnte er kommen.

Hastig schob sie die Pelzdecke, die die Mama sorglich über sie gebreitet, zur Seite und stand auf. Langsam tastete sie sich zu dem Stehspiegel in der Ecke. Sie wollte sehen, wie sie aussah, was für einen letzten Eindruck er von ihr mit fortnehmen würde.

Mit einem bittern Lächeln blickte sie in das Glas. Berückend war das Bild nicht, was er ihr zurückgab. Das weiße Peignoir machte ihr schmalgewordenes Gesicht noch blasser. Die Augen lagen tief über dunklen Ringen, ihre Nase wirkte sehr groß. Nein, es würde Günther nicht schwer fallen, sie zu vergessen. Müde schlich sie zu ihrem Ruhebett zurück. Draußen klangen Schritte. Dann ein Klopfen. Vorsichtig wurde die Tür geöffnet. Die Mama steckte den Kopf herein.

„Darf er kommen? Er, der Herrlichste von allen!" fragte sie lächelnd.

Flora verkrampfte ihre Hände unter der Decke.

„Ja, ich lasse bitten!" sagte sie dann förmlich.

Und dann trat Günther ein.

Auf den Zehenspitzen kam er näher.

„Liebe Flora — liebe, arme Flora —" sagte er nur. Dann streckte er ihr die schmale, feingeformte Männerhand entgegen und zog ihre Finger an seine Lippen.

Ihr Mund war wie versiegelt. Stumm deutete sie auf einen Sessel, während sie sich, auf ihren rechten Ellenbogen gestützt, langsam in die Höhe richtete.

„Ich störe doch nicht!" fragte er von neuem.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein!" preßte sie endlich hervor. Es kostete sie unsägliche Anstrengung zu sprechen.

Im Hintergrunde räusperte sich die Mama.

(Fortsetzung folgt.)

# Heimkehr.

Von Martha Gubalke.

Maria Ruge saß im Garten und dachte über die Schönheit ihres Dorfes nach. Vor ihrem Hause floß ein klares Wasser über bunte Kiesel, und Erlen überschatteten den steilen Uferrand. Auf der andern Seite, die sich in Höhe der Dorfstraße abflachte, liefen Knaben und Mädchen barfüßig und mit bloßem Kopf. Der Frühlingswind spielte mit den flachsfarbigen Haaren und bräunte die Muschel suchenden Patschhändchen der Kleinen.

Da aus Lachen und Singen heraus ein heller Angstschrei. Maria beugte sich über die Gartenmauer und sah ihr Nachbarkind im Wasser sitzen. Kleine ungefährliche Wellen hüpften über sein rotes Röckchen und zwei Fäustchen voller Grübchen fuchtelten in der Luft. Sie eilte auf den Steg, der gerade vor der Gartenpforte den Fluß überbrückte und rief der Kleinen lachende Trostworte zu.

Gleich darauf stand sie mitten unter den Kindern und nahm das nasse Geschöpfchen auf den Arm.

Die Mutter war auf dem Feld, und so trug sie es in des Großvaters Haus, hängte das rote Fähnchen an den Küchenherd und kletterte dann mit dem Kinde die steilen Stiegen zu einer alten Kammer hinauf. Hier mußte die kleine Evatochter solange im Hemdchen stehen, bis sie aus einer eichenen Truhe allerlei Kleider hervorgekramt hatte.

Maria steckte das Kind, das mit großen Augen vor ihr stand, in ein Kleidchen und nahm es auf den Schoß. Und ehe sie sich es versah, drängte es sich nach durch den Türspalt und hockte um sie her und faßte mit begehrlichen Händchen nach der fremden Schönheit. Die Kinder hatten die Muscheln fallen lassen, und waren alle dem großen, feinen Mädchen nachgefolgt, durch die grüne Gartentür, über wohlgepflegten Rasen und blühende Beete, hatten sich gegen die angelehnte schwere Haustür gestemmt und waren mit eiligen Trippelschrittchen weiter gehuscht, bis sie die beiden fanden.

Maria lachte und stand auf. Sie setzte ihren Schützling auf die Erde und musterte die kleine kecke Schar. „Jetzt muß ich Euch aber fortschicken. Ein ander Mal dürft Ihr kommen. Aber ich will Euch etwas schenken", fügte sie begütigend hinzu, als eine große Enttäuschung über die Gesichter zog. „Wollt Ihr Euch etwas kaufen?"

Die Kinder sahen sich an. Ihre Augen leuchteten in Erregung. Sie tuschelten miteinander.

„Zündhütchen," meinte ein Junge.

„Nein, Süßholz," rief ein kleines Mädchen.

„Murmeln," entschied ein Drittes.

Ueber Maria kam eine stille Glückseligkeit. Das war alles noch so wie damals. Derselbe feine Moderduft, der aus Kisten und Kasten stieg; die blinden Fensterscheiben, die in der Sonne schillerten; die Spinneweben, zu denen die Mamsell nicht herauf reichte, und die Blumentöpfe des Großvaters, die zu den Verwelkten getan, noch müde Schößlinge trieben.

Jetzt drängte sich ein Mädchen hervor. „Ich weiß noch etwas Feineres: Johannisbrot."

„O ja, Johannisbrot," riefen alle wie aus einem Mund.

Maria suchte nach ihrem Portemonnaie. „Aus der Apotheke, nicht wahr?"

Das wirkte wie ein Schrecken, und die Kinder schienen sich ängstlich vor etwas zu sträuben. Das Mädchen aber verstand sie sofort. Sie schob die kleine Schar vor sich her und gab jedem ein Geldstück. „Da kauft Euch, was Ihr wollt." Sie sah den forteilenden Kindern nach und dann liefen ihr die hellen Tränen über das Gesicht. Also auch da drüben war noch alles beim Alten. O, sie mußte gleich hin und sehen, ob der Herr Apotheker noch so ein böser Mann war und noch so einen bösen Hund hatte. Aber sie besann sich. Der Großvater mußte bald heimkommen. Sie ging zurück in den Garten und setzte sich auf die Mauer.

Zehn Jahre lang war sie fort gewesen, in der großen Stadt, in der das Leben ihr oft unerträglich geschienen. Es hatte sie geängstigt dies hastige Kommen und Gehen und sie hatte geweint, wenn sie fühlte, daß sie immer weiter fortrückte von der Natur. Sie sehnte sich nach Kirchenglocken, die ihr Geläut trugen durch Winterstürme und Frühlingssonnenschein und nicht erstarben in engen Straßen zwischen hohen Mauern.

Sie sehnte sich nach einem Hochzeitsreigen, nach fröhlicher Menschenlust, die zu Fuß schritt über den grünen Anger unter blühenden Bäumen vor den Altar des Herrn. Sie sehnte sich nach dem stille gewordenen Leid, das Freundschaft mit starken Armen zur Ruhe trug, mit entblößtem Haupt unter hellem Gesang der Knabenstimmen.

Ein feines Knirschen auf dem Gartenkies schreckte sie aus ihren Gedanken. Sie wandte sich um und sah den Großvater am Eingang der Laube stehen. Mit einem Jubelruf flog sie in seine Arme und drückte sich fest an ihn. Der alte Mann lächelte in stiller Freude und zog sie zu sich in die Laube. Er seufzte tief: „Nun bin nur ich noch übrig." Sie sah fragend zu ihm auf.

„Von allen Freunden der Letzte."

Ein Verständnis kam ihr. „Großväterchen, der Apotheker?"

Er nickte. „Ja, Kind. Eben begegnete mir Dr. Fernau. Ganz lautlos und still ist der alte Just aus der Welt gegangen." Maria zitterte. „Ich wollte vorhin zu ihm. Das ist alles so wunderbar," fügte sie sinnend hinzu, „was aus dem alten Hause kommt."

Der Großvater zuckte die Achseln. „Sie mieden alle den mürrischen Mann und schalten ihn um seiner Hartherzigkeit willen. Er war es nicht im Grunde. Er konnte nur keine Freude mehr sehen. Es starb ihm alles fort und er verstand nicht ein stilles Genügen."

Maria empfand es fast körperlich, wie in ihre sonnige Umgebung Schatten hereinwuchsen aus dem düsteren Hause des Menschenfeindes.

Jetzt ging sie in Gedanken hinüber. Das rostige Gittertor knarrte und klinkte schwerfällig. Der Hund fuhr auf — nein, er lag winselnd an seiner Kette. — Kirschblüten trieb der Wind wie Schneeflocken über kalte graue Steinfliesen — endlos war die Strecke Wegs durch den verwilderten Garten. Ein Duft von vertrockneten Medikamenten schlug ihr entgegen durch die verwitterte Haustür. Hinter dem Ladentisch stand ein mürrischer Mann — nein, er lag still nebenan, die feindseligen Runzeln in dem kleinen Gesicht geglättet. Maria schauerte zusammen, und ein Angstgefühl stieg in ihr auf, das sie zu ersticken drohte. Wie vielen würde der Großvater noch das Geleit geben können. Wann würde er fortgehen von ihr?

Die Gedanken des alten Pfarrers begegneten den ihren und er streichelte gütig ihre kleine kalte Hand. „Besinnst Du Dich noch auf den Georg Reimer, Maria?"

Sie errötete leicht in der Erinnerung an ein flüchtiges Nahegerücktsein.

„Ich erwarte ihn in diesen Tagen. Er wird wohl einmal mein Nachfolger werden."

In dem Mädchen erwachten verworrene Empfindungen, als ob sie ihre Sehnsucht nach dem Walddorf des Großvaters jetzt ganz anders verstände, als ob sie das Bild des Jugendgespielen lange und tief im Herzen getragen hätte! Es ging ihr wie einer Traumwandelnden, die sich selber unbewußt den richtigen Weg gegangen war und dann in einem Idyll erwacht, in dem allein ihre Lebensluft blühen und ihr Leib ruhen kann.

Maria stand auf. Ihr Gang war leicht und ihr Gruß fröhlich wie etwas neu Geschenktes, als sie am Abend durch das Dorf schritt.

Ihre Hilflosigkeit hatte einen Halt gefunden an dem Kommenden, ehe es noch da war. Ihr war frohgemut bei dem Gedanken an den Tod. Sie konnte es nicht ändern, daß sie keinen Abschiedsschmerz empfand, wenn sie dachte, des Großvaters Stunde müßte nun auch bald kommen. Es gab ja keinen rechten Verlust. Immer kam ein Neues, wenn das Alte zerstob.

Maria Ruge liebte; aber sie war noch die Traumwandelnde.

Als der Jugendgespiele vor ihr stand, vor ihren wachen Augen, wandte sie sich enttäuscht ab. Georg Reimer war ein schüchterner Mensch, so unbeholfen, so linkisch, daß es sie zornig machte. Sie war zugleich erschrocken über sich selbst und sie grübelte darüber nach, wie das alles so sein könnte. Sie schlich leise durch das Haus, als sie ihn nach dem Essen in seinem Zimmer wußte, und suchte nach einer Zerstreuung für ihre unruhigen Gedanken. Es war kühl im Flur und es fröstelte sie. Sie ging über den Hof durch den Grasgarten auf die Wiese. Die Sonne tat ihr wohl.

Die Lust wandelte sie an, sich hinzulegen, als sie vom Wald her einen Mann kommen sah.

Sie erkannte Dr. Fernau. — Auch er sah sie jetzt und er bückte sich rasch nach den Wiesenblumen, die um ihn her blühten.

Ihr Herz klopfte in einer fremden Erregung, als er ihr mit einem schnell gepflückten Strauße seinen Gruß zuwinkte.

Dr. Fernau war eine große stattliche Erscheinung. Ein Mann in den Dreißigern mit herrisch blickenden, stahlblauen Augen. Die hohe gewölbte Stirn kontrastierte seltsam mit der fast zierlichen Nase und einem weichen sinnlichen Zug um den Mund. Die Gesichtszüge gaben einzeln wie gesamt eine treue Charakteristik seiner Persönlichkeit. Die geistige Bedeutung des Mannes, seine liebenswürdige Klugheit lockten unwiderstehlich an, wie das allzu große Wertlegen auf äußere Eleganz und eine fast weibliche Koketterie abstoßen mußten.

Maria fühlte das dunkel. Sie war ihm immer nur flüchtig begegnet. Jetzt hob sie den Blick und sah nach den weißen Wolken.

Dr. Fernan lächelte, als er bemerkte, wie sie seinen forschenden Augen auswich.

„Es wird ein heißer Sommer," sagte sie und kam sich recht kläglich vor.

Fernan reichte ihr wortlos die Blumen. Sie errötete.

Er sagte schnell: „Ja, es wird ein heißer Sommer und ich freue mich auf die kühle Apotheke."

Maria blickte ihn fragend an und drückte dabei ihr Gesicht in die Blumen.

„Ja, ich ziehe in die Apotheke und trage schon Sorge um die Kirschen und die Blumen, die — er lächelte galant — die Mädchenhände pflücken müßten."

Maria lachte hell.

„Die Kirschen und die Narzissen, die wilden im Gras. Sie glauben nicht, Herr Doktor, wie oft ich als Kind vor dem Gitter gestanden habe!"

Er sah sie mit brennenden Augen an, daß wieder eine helle Röte über ihr Gesicht ging und sie unwillkürlich sich nach ihrem Garten zurückwandte.

Fernan besann sich. Er blickte kühler und verbeugte sich dann. „Auf Wiedersehen, Maria." Sie erschrak, als er ihren Namen nannte; aber es lag etwas Zwingendes in seiner Art. Und sie sprach es ihm nach: „Auf Wiedersehen."

Dann aber ging sie von ihm fort, ohne sich umzusehen.

Der Klang seiner Stimme umschmeichelte noch immer ihr Ohr: „Maria" und sie floh davor hinauf in die alte Kammer. Da stand das kleine Sofa aus der Kinderstube. Sie kauerte sich wie ein Kind an die harte, steife Lehne. Sie war daheim und hatte Heimweh. In ihrer Verwirrung rief sie nach dem Jugendgespielen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Das war ein Irrtum. Sie liebte ihn nicht. Wie hätte sie sich sonst von ihm abgewandt! Und doch! Sie verglich ihn mit Fernan. Sie wägte und prüfte und sie fand eine Antwort. Es war eine traurige schmerzliche Selbsterkenntnis, daß sie wie eine Fremde stand in der Heimat. Die Sehnsucht war eine ehrliche gewesen, aber nicht stark genug, um sie herüber zu retten in die alte Welt.

Sie war ein Großstadtkind geworden, das mit neuen Werten rechnete, das eine fremde Lebensart angenommen, ein anderes Denken und Fühlen, als so ein schlichter Waldpfarrer.

Fernan, der Mann aus der Welt, die die ihre geworden war, zog sie an.

Maria fühlte etwas wie Beschämung und sie sträubte sich heftig gegen seinen Einfluß. Nein, tausendmal nein! Jetzt, da sie nicht mehr in seiner gefährlichen Nähe war, sah sie ihn völlig ernüchtert vor sich. Sie verlor ihn bald aus den Gedanken und grübelte wieder über ihre Doppelnatur. Die Freude bei der Heimkehr, war die nicht echt gewesen? Nicht anders, wie man sie empfindet über eine anmutige Abwechslung? Sie wollte es nicht glauben, es war zu schmerzlich. Konnte sie nicht das abstreifen, was in der Fremde wie Reisestaub auf ihre Kleider geflogen war?

Es war warm und dumpf in der Kammer und legte sich auf ihre klaren Sinne. Eine Hummel, die durch einen Spalt sich hereinverirrt hatte, summte müde um die Geranienblätter und stieß an die blinden Scheiben, bis sie ganz ermattete und das Summen einschlief.

Auch Maria schlief ein.

Es war ein bleierner Schlaf, der sie niederdrückte und alles abwehrte, das über ihre Bewußtseinsschwelle drängte. Sie rang mit einer fremden Macht, die sie ängstigte und Luft und Licht ihr nehmen wollte. Sie strebte zu den Glocken, die über ihr erklangen; sie kämpfte vergebens mit der Schwere, die durch ihre Glieder kroch.

Allmählich, ganz allmählich kam es auf sie zu, erlösende Laute. Der Zugwind riß die Türe auf; das Sterbegeläut drang herein; es wehte frisch über ihr Gesicht. Das feine Summen war wieder da — Maria fuhr erschreckt in die Höhe und sah sich erstaunt um. Unten im Hausflur riefen sie nach ihr.

Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und stand eine Weile, bis sie wieder ganz sich selbst fühlte. Dabei horchte sie auf die Stimmen, die nach ihr riefen. Sie nahm den alten lieben Klang ganz in sich auf und er stimmte sie sonntäglich. Es war doch noch alles wie damals.

„Guts Kind," würde die Mamsell jetzt sagen, „was machst Du da oben?"

Und der Großvater würde den Kopf schütteln.

„Hat sie wieder Grillen gefangen?"

Und der Georg?

Das Mädchen seufzte tief auf; es kam wieder etwas Zornig-Ungeduldiges über sie — nein, es war doch nicht mehr alles wie damals. Er würde daneben stehen, linkisch und unbeholfen und sie ansehen, unsicher und suchend.

Die Stimmen im Hausflur entfernten sich und sie atmete erleichtert auf.

Sie wartete noch ein Weilchen; dann flog sie die steilen Stiegen hinab und rüstete sich, dem alten Just die letzte Ehre zu geben.

Der Großvater stand schon auf der Brücke und wartete auf sie. Georg Reimer war einige Schritte vorausgegangen.

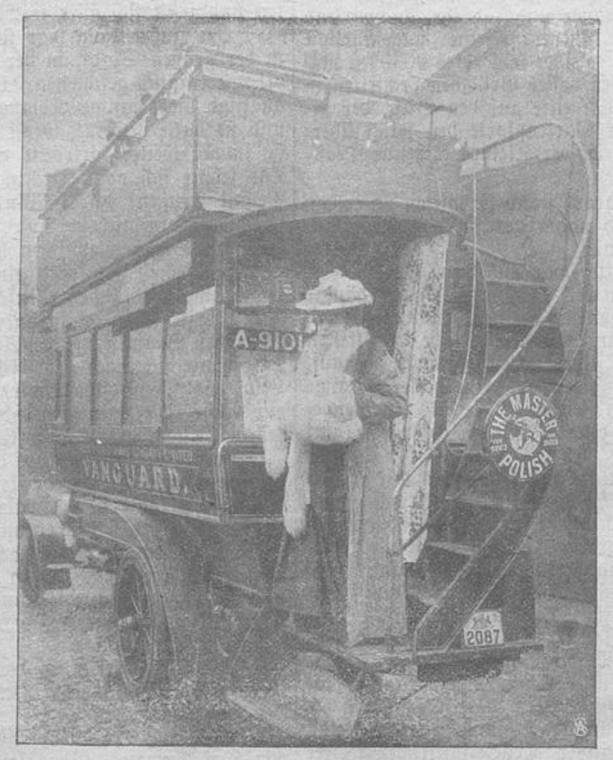
„Er wird den Sarg mittragen," sagte der Großvater.

Maria nickte. Ihr war sonderbar zu Mute. Sie war tief unglücklich über den Zwiespalt in ihrer Seele. Sie wußte, daß sie ihn doch liebte und daß sie sich sehnte, seine Weggenossin zu sein. Und sie fürchtete sich vor dem Fremden in ihr, daß es sich wieder verächtlich gegen ihn sträuben würde, wenn er sich jetzt zu ihr wendete.

Aber als er jetzt stehen blieb, schien er ihr ein ganz anderer. Seine Augen blickten ernst und traurig. Es war, als ob eine schmerzliche Gewißheit seine Glieder straffte und ihn hoch aufrichtete, Schwerstes zu tragen.

Der alte Pfarrer aber ging gebückter denn je. „Der letzte von allen!" hörten ihn die Jungen murmeln und wieder überkam Maria ein heißes Angstgefühl. „Herr bleibe bei mir!" das würde er sagen. Sie hatte seine Predigt heute morgen gehört,

(Fortsetzung auf Seite 46)




**Eine Garderobe auf Rädern.**

Eine neue Verwendung des Automobils für vielbeschäftigte Menschen ist die in unserem Bilde vorgeführte Garderobe auf Rädern. Ob nun gerade für eine Theaterdiva, die von einem Theater zum andern fährt und sich auf dem Wege dahin in die neue Rolle steckt, oder für einen mit verschiedenen Aemtern beglückten Sterblichen, das bleibt sich wohl ziemlich gleich. Es wird noch soweit kommen, daß die Nachgeneration im Auto das Leben beginnt und auch beschließen wird.

## Moderne Sprengungen.

Ein dumpfer Schlag — eine undurchdringliche Staubwolke, die alles in sich verbirgt und die gewaltige Esse sinkt in sich zusammen . . . in hunderttausend einzelne Teile, die aufeinander zu fügen Menschenhände Monate gebrauchten. Und das alles rief eine einzige Handvoll „Dynamit“ hervor, das entsetzlichste und gewaltigste Sprengmittel der Gegenwart, eine Mischung, unter Verdampfung verschiedener chemischer Präparate, die 1847 von Sobrero erfunden und später von Alfred Nobel als Sprengmittel eingeführt wurde. Meist wird es in Form von Patronen, die mit einer Papierhülle umgeben werden, gebraucht und mittels einer Zündschnur zum Entladen gebracht. Die Sprenggewalt übertrifft die des Schießpulvers um das achtfache, deshalb ist die Verwahrung, der Gebrauch und Verkauf auch unter ein bestimmtes Gesetz gestellt, das schwere Strafen gegen Zuwiderhandlungen im Gefolge hat. — Gegenwärtig spielte ja das Dynamit in den Händen der russischen Revolutionäre eine große Rolle, die sich damit den Weg zu bahnen suchten und eine Gewalttat nach der andern in Szene setzten. Bei uns gehören Dynamitattentate Gott sei Dank zu unbekannten Dingen, höchstens, daß wie in unsern Bildern, ein Attentat auf ein Bauwerk ausgeführt wird, wozu in den meisten Fällen eine besondere Abteilung der Pioniere hinzugezogen wird, welche die dazu benötigte Vorbildung und Schulung für Sprengungen von Bauten und Mauern genossen hat. In dem obersten Bilde umsteht das Militär mit seinen Offizieren den Fuß der Esse, welche gesprengt werden soll und setzt die Patronen mit der Zündschnur ein. Das untere Bild, eine Momentphotographie, zeigt die erste Sekunde der Sprengwirkung, während das mittlere das Zusammenstürzen der Esse festhält, die offensichtlich den Einsturz von oben herab, vollständig in sich zusammenbrechend zeigt. — So ein Mittel gewaltiger Zerstörungskraft in den Händen der alten Raubritter! Das wäre etwas gewesen, die das Pulver noch nicht mal kannten, denn Berthold Schwarz beglückte erst die Welt im 12. Jahrhundert damit. „Was mögen die Altvorderen wohl zum Sprengen verwandt haben“, die Technik des Sprengens reicht bis in die graue Vorzeit zurück. Die Leute haben sich aber auch zu helfen gewußt und zwar auf die einfachste Art und Weise. Wollten die alten Aegypter z. B. eine Mauer sprengen, so trieben sie ausgetrocknete Holzkeile in die Mauern und gossen dann heißes Wasser darauf. Dadurch dehnten sich die Hölzer aus und bewirkten zwar keine Sprengung wie im heutigen Sinne, aber doch ein spalten und lockern der Mauern, dem sie dann mit Leichtigkeit nachhelfen konnten. In späteren Zeiten fand man im ungelöschten Kalk eine gute Hilfe, der mit Wasser begossen ebenfalls sprengende Gewalt äußerte. Als dann später die Wirkung des Pulvers bekannt wurde, nahm man dieses zu Hilfe und hatte damit das, was man gebrauchte. Und heute? — Sinnt man bereits auf Ersatz des Dynamits, Und wenn nicht alles trügt, hat neuerdings ein junger Chemiker wieder ein Gemisch erfunden, was gar das Dynamit an Gewalt übertreffen soll, das Gute aber noch an sich hat, das es nicht so gefährlich ist als jenes, welches schon beim Stoß oder Fall zur Entzündung gebracht wird.



Einsetzen der Minen.



Elektrische Entzündung der Minen.



Die Minen im Beginn ihrer Wirkung.

wie er leise vor sich hinsprach zwischen den blühenden Beeten, im Sonnenschein.

Nun hatte sich der Tag geneigt. Es wollte Abend werden.

„Herr, bleibe bei mir," bat Maria in ihrem Herzen. Sie wußte nicht, wen sie damit meinte, den lieben Gott, den Großvater, den Mann, den sie liebte!

Wortlos schritten die drei Menschen unter den Lindenbäumen hin, den Kirchberg hinauf. Dort oben lag die Apotheke. Maria fiel ein, wie oft sie sich als Kind gefürchtet hatte, in der Abenddämmerung hier vorbeizugehen und sie fühlte noch das lähmende Entsetzen, als aus einer Gewitternacht der Blitz vor ihr in die Erde fuhr, daß der Hund aufheulte und der alte Just scheltend die Fensterläden fester kettete.

Die Nachtstunde ging durch ihre Erinnerung, während die Männer in den Garten eintraten und in Gruppen umher standen, bis sich alle Leidtragenden versammelt hatten. Sie lehnte am Gitter und hatte es nicht Acht, wie alle ins Haus gingen und nur einer zurück blieb.

Erst ein leises Knacken in den Zweigen ließ sie aufsehen.

Fernan stand hinter der Hecke, welche den Garten in zwei Hälften teilte und beugte einen großen blühenden Kirschzweig zu sich nieder. Maria wehrte ihm, als er ihn abbrechen wollte. „Nicht doch, Herr Doktor." Und dann, seinen Anzug musternd: „Kommen Sie nicht mit?"

Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Ich komme eben vom Bahnwärter Schenk und muß auch in seiner Nähe bleiben."

„Es gibt so viel Elend," sagte sie vor sich hin.

Er zuckte die Achseln. Eine leise Ungeduld lag in seinen Bewegungen.

Seine Gedanken waren längst von dem Kranken abgeglitten und suchten nach einem Uebergang zu dem, was ihn erfüllte. Seine Gefühle drängten zu einem impulsiven Ausdruck, während zugleich sein Verstand klug berechnete, wie er die Situation ausnutzen sollte.

Die Chorknaben standen auf der Schwelle des Trauerhauses. Der alte Pfarrer schritt heraus; hinter ihm die Männer, die den Sarg trugen aus der dunklen Kühle in den Sonnenschein.

Maria wollte zurücktreten, als Fernan sich hastig zu ihr beugte. „Maria, ich muß Sie heut Abend noch sprechen. Kommen Sie zu mir."

Sie blickte ihn an, kalt und ruhig und sie fühlte selbst, wie sich ein spöttisches Lächeln um ihren Mund legte, und eine furchtlose Verachtung in ihre Augen stieg. Ganz ohne Scheu musterte sie seine Züge; der sinnliche Zug um die Lippen trat verstärkt hervor, in seinem Blick lag eine wilde Gier. Seine Stirn rötete sich vor Unwillen und Maria empfand es mit Genugtuung, wie in diesem Augenblick seine Leidenschaft in glühenden Haß umschlug. Aber nur ganz kurz, dann glättete sich das erregte Gesicht und das Brutale versteckte sich hinter einer bettelnden Liebenswürdigkeit. Ein heißes Flüstern umschmeichelte Maria, in deren Gesicht jetzt eine helle Schamröte stieg. Sie empfand die schwere Kränkung auf einmal wie eine eigene Schuld und sie schlug verwirrt den Blick nieder, als der Jugendfreund an ihr vorüberschritt. Zugleich aber erfüllte sie ein starker süßer Trost, er würde ihr Schutz sein vor allem, wenn sie nur wollte.

Sie ging mit den anderen, das Haupt gesenkt, aber in einem stillen Jubel. Es war eine blühende Totenstatt, wohin sie den alten Just trugen, ein sonniges Grab, in das sie ihn betteten.

Maria stand wie im Traum. Die Schollen glitten durch ihre Hand. Das Erdreich war warm von der Sonne und die Wärme wuchs und hüllte sie wohlig ein. Es war wohl die Nähe des Geliebten; es war die Liebe.

Der Friedhof blieb zurück. Das Leben stand am Wege und schritt dann mit dem Zug, vorbei an schwellenden Saaten, über den Schienenweg, auf dem ein Schnellzug vorüber gebraust war, durch die Dorfstraße, in der das Abendrot lag.

Eine blaue Frühlingsnacht stieg hernieder. Die Kirschblüten schimmerten durch das nächtige Dunkel aus der Einsamkeit des verlassenen Hauses herüber, als Maria an der Mauer ihres Gartens lehnte. Die Bäume des alten Just blühten keinem zur Freude, vielleicht pflückten grausame Kinderhände die Narzissen im Gras.

Der Geist des alten Just würde weiter leben in der Selbstsucht des neuen Besitzers. Ein Schauder flog über ihren Körper. Wie harmlos war das Glück in den Dosen gegen das, was er in sich trug.

Maria schloß die Augen. Sie sah nicht mehr, was drüben lag. Sie lauschte auf das leise Nahen ihres Glückes.

Es war nichts Fremdes mehr in ihr, nichts Kritisches, das unbarmherzig alles in ein grelles Licht zerrte, alles karikierte, das rote Taschentuch, die groben Schuhe, die Art, sich zu verbeugen.

Maria lachte leise in sich hinein. Es waren im Grunde liebe Nichtigkeiten. Sie stellte sich vor, wie es sich ruhen müßte in seinen starken Armen — wenn seine große kräftige Hand ihr Haar streichelte, wenn sein Mund ungeschickte Liebesworte flüsterte —

Der Nachtwind strich durch die Erlen und das Mondlicht spiegelte sich in dem Fluß. Die Töne einer Harmonika erklangen aus der Schmiede. Burschen gingen an der Mauer vorbei und helles Mädchenlachen erklang. — Stimmen der Nacht. — Oder war es die Liebe?

Maria nahm sie in sich auf. Dann wurde es wieder still und sie wartete auf das Glück. Es würde kommen. Sie wußte alles vorher mit einer seligen Sicherheit.

## Drei und Drei.

Von Hjalmar Högland. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von B. Mann.

Nicht selten ereignet sich der Fall, daß man in der einen Gemeinde etwas besonderes findet, das sie von andern unterscheidet, etwas unbedeutendes vielleicht, das man kaum beachtet, das aber da ist und auch da bleibt. Meistens ist es eine alte Sage, die in der Bevölkerung Wurzel geschlagen hat, irgendeine vererbte Ueberlieferung, die im stillen fortlebt, und die man, wenn man die Verhältnisse erst näher kennt, bisweilen spürt.

Nicht immer paßt sie zu unsrer Zeit und die Jüngern wollen oft nichts von ihr wissen. Die Alten aber halten sich gern an das Alte und vergessen es so leicht nicht. Was sie einmal in der Kindheit eingesogen haben, das sitzt bei ihnen fest und kämpft hier mit neuen Lehren, und glauben sie auch nicht blind daran, so ist es doch da und kommt früher oder später wieder zum Vorschein.

Nun kommt es auch wohl vor, daß, wenn eine solche alte Sage oder Aberglauben nicht von Zeit zu Zeit eine Bestätigung findet, daß auch die Alten, ohne daß sie es selbst wissen, sie aus dem Gedächtnis verlieren. Findet sie aber eine Bekräftigung, so erwacht in ihnen sofort die alte Erinnerung und ihr Glaube an die Unfehlbarkeit der alten Regel erhält neue Kraft.

So war es auch hier der Fall, und die Unterhaltung in Gustav Hanssons Wohnung, die in der Abenddämmerung stattfand, bewegte sich nach dieser Richtung hin.

Er — der Junge — lächelte leicht und in diesem Lächeln lag etwas Mitleidiges.

„Nein, Gustav, nun ist es genug! Das Ganze ist ja nichts weiter als der reinste Aberglaube. Es ist ja ganz undenkbar, daß eine derartige Regel nur bei uns allein und nicht auch in andern Gemeinden bestehen sollte."

Gustav — der Alte — stopfte langsam seine Pfeife und zündete sie an, während er sagte:

„Meinetwegen magst Du es Aberglauben nennen oder Dich sonst lustig darüber machen. Am besten wäre es allerdings gewesen, wenn ich gar nicht davon gesprochen hätte," äußerte der Alte ärgerlich. „Aber gesagt ist gesagt, und ich wiederhole noch einmal ausdrücklich, daß es in unsrer Gemeinde eine alte Regel ist, daß der Tod, wenn er erscheint, gleich drei, nicht mehr und nicht weniger nimmt. Denn von dieser Zahl weicht er nicht ab. Zwar nimmt er sie nicht immer mit einemmal, nicht an demselben Tage und vielleicht auch nicht in derselben Woche, sondern nach und nach, und zwar so, daß der zweite Todesfall schon eintritt, ehe der erste Leichenschmaus vergessen ist, und ebenso schnell folgt der dritte. Zwischen diesen dreien und den nächsten dreien ist dann aber immer eine lange Pause. Ich weiß nicht, woher dies kommt und ob es schon in uralten Zeiten so war, aber, wie gesagt, viele Geschlechter hindurch gilt diese Regel, und in der Tat trifft sie immer ein. So lange ich denken kann, ist es so gewesen, und so war es schon zu meines Vaters und Großvaters Zeit und aller Wahrscheinlichkeit nach wird es in Zukunft ebenso bleiben."

Der Junge belustigte sich im Innern seines Herzens, seine Lippen bewegten sich aber nicht. Er wollte den Alten nicht erzürnen.

„Diesmal sind in der Gemeinde aber erst zwei gestorben," antwortete er und glaubte damit den andern zu widerlegen.

„Das ist richtig," antwortete Gustav ruhig. „Der eine wurde am Sonntag beerdigt. Er schlief ruhig ein, wie ein Licht, das im Leuchter erlischt. Der andre wird heute begraben und mit ihm ging es schneller. Er schien sich zu beeilen, um noch zur rechten Zeit mitzukommen. Von dem dritten wissen wir noch nichts. Glaube mir aber, daß er nicht mehr lange auf sich warten läßt. Hier nebenan im Nachbargrundstück liegt einer krank. Allem Anschein nach wird er der dritte werden."

Der andre wollte noch weitere Aufklärungen haben. „Wie war es denn das letzte Mal, als der Tod seinen Einzug hier hielt?" fragte er.

„Damals starben drei an der Diphtheritis, zwei auf einem Hof und einer auf einem andern," erklärte Gustav.

„Da hatten wir aber auch die tückische Krankheit. — Und das vorletzte Mal? Erinnerst Du Dich dessen noch, Gustav?"

„Ganz genau. Damals starb als erster der älteste Einwohner. Er war viele Jahre krank gewesen und sein Tod war schon lange erwartet worden. Schließlich kam er denn auch. Außer ihm war aber niemand in der Gemeinde krank, so daß wir hofften, es würde mit dem einen Todesfall abgemacht sein. Da erkrankte plötzlich eine ganz junge Frau im Wochenbett und starb, und wenige Tage nach ihrer Beerdigung folgte ihr ein junger, kräftiger Mann, der ihr noch das letzte Geleit gegeben und sich wohl am Grabe erkältet hatte. Daraus ersiehst Du, daß der Tod, wenn er einmal zu uns kommt, immer drei und drei zur Zeit dahinrafft."

„Nun, und in den früheren Fällen?"

„Danach mußt Du andre fragen. Mein Gedächtnis reicht nicht weiter. Sicher ist es, daß es immer drei und drei waren," sagte der alte Gustav etwas ärgerlich über die Zweifel des Jungen.

In diesem Augenblick trat der Sohn des Hauses ein.

„Vor einer Stunde ist Lars vom Nachbarhof sanft entschlummert," sagte er.

Gustav schielte zu dem andern hinüber, sagte aber nichts, sondern trat an den Spucknapf und klopfte seine Pfeife aus.

Der Junge setzte sich wieder und blickte eine Weile etwas verlegen drein, dann erhob er sich von neuem. „Nun ja, er ist ja lange schwer krank gewesen. Es ist deshalb nicht so wunderbar, daß er davonging."

Gustav lächelte seinerseits mitleidig über seinen Unglauben. Denn solchen unumstößlichen Beweisen gegenüber war jeder Zweifel töricht, meinte er. „Uns erscheint das Ganze gar nicht so wunderbar," sagte er. „In der Gemeinde sind wir nun einmal daran gewöhnt, daß wir immer zu dreien und dreien sterben, so daß, wenn die Totenglocke für den einen läutet, alle Einwohner sich fragen, wer wohl der zweite und dritte werden mag. Denn die alte Regel trifft immer wieder ein: Nicht einer und nicht zwei, sondern drei und drei."



**Erglüht, verblüht.**

Aus fernem Süden kam das Stämmchen,
Im Norden soll es nun erblüh'n;
Mit seinem alten Herzensflämmchen
Sucht täglich er das junge Grün.

Erst in des Herbstes letzten Wochen
Im Grün ein dunkel Röslein glüht;
Doch, als voll Pracht es aufgebrochen,
Da war ihr Pfleger selbst verblüht.

Das Stämmchen, durch die Hand der Alten,
Hat seinem Hügel sich geeint;
Wie schön die Rosen sich entfalten,
Wo treue Liebe sie beweint.

## Ungereihte Perlen.

### Regenlied.

Walle Regen, walle nieder,
Wecke mir die Träume wieder,
Die ich in der Kindheit träumte,
Wenn das Naß im Sande schäumte!

Wenn die matte Sommerschwüle
Lässig tritt mit frischer Kühle,
Und die blanken Blätter tauten,
Und die Saaten dunkler blauten.

Welche Wonne, in dem Fließen
Dann zu steh'n mit nackten Füßen!
An dem Grase hinzustreifen
Und den Schaum mit Händen greifen.

Oder mit den heißen Wangen
Kalte Tropfen aufzufangen,
Und den neu erwachten Düften
Seine Kinderbrust zu lüften!

Wie die Kelche, die da troffen,
Stand die Seele atmend offen,
Wie die Blumen, düftetrunken
In den Himmelstau versunken.

Schauernd kühlte jeder Tropfen
Tief bis an des Herzens Klopfen,
Und der Schöpfung heilig Weben
Drang bis ins verborgne Leben. —

Walle Regen, walle nieder,
Wecke meine alten Lieder.
Die wir in der Türe sangen,
Wenn die Tropfen draußen klangen!

Möchte ihnen wieder lauschen,
Ihrem süßen, feuchten Rauschen,
Meine Seele sanft betauen
Mit dem frommen Kindergrauen.

Klaus Groth.

## Zu unsern Bildern.

**Eine Tunnel-Bohrmaschine.** Die Schwierigkeiten, die sich bei größeren Tunnelbauten im Erdinnern dem Menschen entgegenstellen, scheinen fast unbezwingliche zu sein. Und doch gelingt es der modernen Technik alle Hindernisse zu beseitigen und siegreich die Gebirge zu durchdringen, die Menschen und Länder voneinander trennten, durch den Tunnelweg aber miteinander verbinden. Unter den bahnbrechenden Maschinen, die ins Erdinnere vorangeschickt werden, um zollweise Gestein und Erde zur Seite zu räumen, stehen die Tunnelbohrmaschinen, deren eine unsere Illustration zeigt An der Stirnwand weist die Maschine sechs starke eiserne Arme auf, die vom Mittelpunkte einer gewaltigen Achse ausgehen. Diese Arme tragen aus bestem Stahl daran befestigte scharfe Meißel. Der an diese Rotunde angeschlossene elektrische Motor dreht diese Arme in rotierender Bewegung wie Bohrer weit in das vorgelagerte Erdreich und gräbt es heraus. Das Material wird durch eine innere Einrichtung rückwärts getrieben und fällt dort in Gefäße, in denen es ans Tageslicht befördert wird. Dicht am Rand der Trommel liegt dann das Tunnelrohr zur Wandbildung, welches je nach dem Weiterschreiten der Bohrmaschine vorgeschoben wird. Diese Art Erdbohrungen werden besonders bei der Anlage von unterirdischen Tunnelbahnen verwendet, die ein leichtes Vordringen in das Erdreich voraussetzen. Gewöhnlich wird bei derartigen Untertunnelungen der Bau von zwei Seiten in Angriff genommen und eine bewundernswerte Leistung der Technik ist das genaue Aufeinandertreffen der gegenseitigen Bohrlinien.

Original-Vexierbild.




Erklärung des Vexierbildes folgt in nächster Nummer.

## Ernst und Scherz.

**Die Zahl der Blinden in Europa.** Man zählt in Europa 300,000 Blinde, deren Unterhalt, auf den Kopf durchschnittlich 300 bis 350 Francs gerechnet, 100 Millionen Francs kostet. Nach Abzug der Kinder und Greise bliebe ein Rest von 200 erwachsenen Blinden, deren Produktionskraft also verloren ginge Die Statistiker berechnen einen Blinden auf 1000 Einwohner; das Verhältnis würde sich noch ungünstiger gestalten, im Falle dabei die mit schweren Sehfehlern Behafteten in Betrag kämen Nach der Zählung in Italien betrug die Zahl der Blinden 21,078 oder 76 auf 100,000 Einwohner Indessen mag diese Zahl die Wahrheit nicht ganz erreichen. England, Oesterreich-Ungarn, Norwegen, Spanien, Portugal, die Vereinigten Staaten Amerikas, die Argentinische Republik berechnet man mit einer größeren, dagegen Holland Canada mit einer geringeren, die Schweiz, Dänemark, Schweden, Belgien, Frankreich, Preußen fast mit derselben Zahl wie Italien. Die Blinden sind unter den Männern zahlreicher vertreten, als unter den Frauen. Nach dem „Kosmos" gibt es mehr Blinde in den großen Städten als in den mittleren, und hier wieder mehr als in den Marktflecken und Landsitzen Danach müßte in den Städten ein auf die Sehorgane nachteiliger Einfluß vorhanden sein. Die schulmäßige Kurzsichtigkeit tritt sicherlich bei einem guten Teil ein, aber wenn man andrerseits überlegt, daß die Blinden und Kurzsichtigen häufiger in den Provinzen vorkommen, wo der Elementar-Unterricht weniger verbreitet ist, so muß man gelten lassen, daß man die Schule nicht allein beschuldigen darf; wir haben es mit einer Gesamtheit von Ursachen zu tun, die zugleich von der Rasse, der Erblichkeit und von Fehlern gegen die Gesundheit herrühren.

**Pflastersteine aus Korkabfällen.** Ein solches Pflaster, bei dem die Steine aus grob gemahlenen Korkabfällen, gemischt mit bituminösen Bindemitteln, wie Asphalt oder dergl. bestehen, ist versuchsweise in England mit günstigem Erfolge angewandt worden. Es soll alle Vorteile des Holz- und Asphaltpflasters besitzen, ohne die Nachteile dieser Pflasterungsarten zu haben. Die neuen Pflastersteine sind vor allem sehr leicht, saugen keine Feuchtigkeit ein, stäuben nicht wie das Holzpflaster, und sind unverbrennlich, während sie dem reinen Asphaltpflaster gegenüber den Vorteil bieten, daß die Pferde auf dieser Art Pflaster nicht so leicht stürzen und das Pflaster kein Geräusch gibt.

**Einst und jetzt.** Als Schiller bei der Gründung der „Augsburger allgemeinen Zeitung" zugegen war, hatte er nur die einzige Besorgnis, es werde unmöglich sein, täglich den Stoff zu einem halben Bogen zusammenzubringen.

**Moderne Reiserechnung.** Für Hotels 40 Mk., für Eisenbahnfahrt 25 Mk., für Verpflegung 80 Mk., für Ansichtskarten 60 Mk.

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Schach-Aufgabe: 1. Sf4—6e! usw., des Rätsels I: Vor—witz ige, des Rätsels II: Der Blitzableiter, des Schieberätsels:

EINSEGNUNG
VOLKSSCHULE
SCHIEBER
GRUNDWASSER
WESTPREUSSEN
VERURTEILUNG
ISOLANI
TARNOW

Schwerin — Guestrow.

**Theater-Anekdote.** Der Regisseur einer kleinen Bühne war in der Regel sehr hastig und übereilt in seinen Anordnungen. — Als nun einmal die „Jungfrau von Orleans" gegeben wurde, sagte derselbe zu einem Trupp bunt gekleideter Statisten: „Sobald der König aus der Kirche tritt, werde ich einen starken Schlag auf der Donnermaschine ausführen, welcher für einen Kanonenschuß zu halten, und zugleich das Signal ist, wo Ihr zu rufen habt: „Es lebe der König! — drei Mal, frischweg. — Die Szene kam Der König erschien: der Regisseur schoß los, und das versammelte Volk schrie aus voller Kehle: „Es lebe der König drei Mal frischweg!"

**Der Appetit Meister Lampe's.** Ein schlesischer Jagdinhaber hielt seit etwa Jahresfrist einen Hasen, der durch Zufall in Gefangenschaft geriet, in seinem Gehöft. Freund Lampe hat dadurch zu einer interessanten Statistik zuverlässiges Material gegeben. Der „Gefangene" verzehrte täglich zwei Kilogramm Heu, 790 Gramm Runkelrüben und — eine Flasche Milch. 1000 Stück Hasen würden demnach innerhalb eines Jahres 730 000 Kilogramm Heu und 273 750 Kilogramm Rüben, im Ganzen also etwa 100 Waggonladungen Futterstoffe beanspruchen, die einen Wert von ungefähr 50 000 Mk. darstellen. Es kommen auf den Hasen, der einen Wert von 3 Mk. hat, 50 Mk. Futterkosten im Jahr Und wer bezahlt den Schaden? Zum großen Teile der Bauer, dem das Wild die Felder zerstört, ohne daß er ausreichenden Wildschadenersatz erhält.

**Vorbehalt.** In ein Bureau tritt ein Herr von wenig Vertrauen erweckendem Aeußern. Der Beamte, der nicht gern an einem Unwürdigen eine Höflichkeitsphrase verschwenden will, empfängt ihn mit den Worten: „Mit wem habe ich eventuell die Ehre?"

**Reklamestil.** „Ohne der Sonne irgendwie zu nahe treten zu wollen, kann ich doch behaupten, daß meine neuen Photospernaenti-Kerzen dieselbe weit in den Schatten stellen und die großartigste Erfindung auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens sind."

### Rätsel.

Was Deine Uhr tut, sage mir! —
Ein Ungarstädtchen sagt es Dir.

### Zweisilbiges Rätsel.

Mein erstes ist nicht wenig,
Mein zweites ist nicht schwer;
Mein Ganzes sagt Dir: „hoffe",
Doch hoffe nicht zu sehr.

### Wortspiel-Rätsel

Den Seglern auf dem Element der Wogen,
Dem frohen Schiffer, der zum Heimatstrande
Rückkehrt aus nahem oder fernem Lande,
Hat seinen Dienst das Rätsel nie entzogen.

Dem Trinker, dem voll Lust die Nacht verflogen,
Wo oft das Glas er füllte bis zum Rande,
Ließ lösen gern des Rätsels Eisenbande,
Weil Nektar er aus seinem Schoß gesogen.

Doch ich gedenke nur beim Rätsel-Bilde
Der mächtigsten Empfindung des Gemütes,
Die uns vom schönsten Erdenglück — verblüht es —
Die Wiederkehr verbürgt mit kräft'gem Schilde;
Drum mahn' ich alle, die das Rätsel schauen:
Verwahret stets Euch mutiges Vertrauen!

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Gesetz vom 11. VI. 70.

Verantwortlicher Redakteur A. Ihring, Berlin.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.